

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 144.

Freitag, 22. Juni.

1928.

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

I

Ein drückend heißer Sommertag. In der Halle ihres schönen Hauses saß die Frau Oekonomierat Lensing, die Hände in den Schoß gefaltet, die Augen geschlossen. Aber sie hörte alles, was auf dem großen Wirtschaftshofe vor sich ging. Seit fünfundsiebenzig Jahren war der bequeme Sessel in der Nähe des Kamins ihr Stütz, wenn ihr Mann nicht zu Hause war. Der brachte jetzt die einzige Tochter mit ihren beiden Kindern zur Bahn; sie war an einen Fabrikbesitzer in Kassel verheiratet. Wehe war der gebrechlichen Frau ums Herz. Gesund die Kinder, riesen von Wuchs, gesund der Mann, und sie schleppte sich auf ihrem Stod gestützt nun ein Vierteljahrhundert, seit der Geburt der Zwillinge, durchs Haus. Und war doch all die Zeit umgeben gewesen von Liebe und Rücksicht. Sie, die so gerne die Hände gerührt hatte. Nur noch mit ihrem Kate konnte sie Mann und Kinder dienen. Sie hatte ja Zeit, alles gründlich zu überdenken. Ihr Verstand war scharf. Man tat nichts im Hause, ohne mit ihr vorher darüber zu sprechen. Der älteste Sohn war dreißig, der erbte das schöne Gut, die Tochter war versorgt; die Zwillinge, Kurt und Ernst, waren jetzt auch zu Hause, nachdem sie in hervorragenden Wirtschaften tüchtig gelernt hatten. Unzertrennlich waren die beiden. Sie konnte sich kaum entsinnen, daß es jemals Streit zwischen ihnen gegeben hatte. Diese Kinder, die ihr das schwere Leiden gebracht hatten, waren ihre Lieblinge. Wenn sie an die Zwillinge dachte, huschte ein Lächeln um ihren Mund.

Pferdegetrappel! Ihr Mann kam von der Bahn. Er führte selbst die Zügel, sie hörte es am Hufschlag. Der Wagen hielt vor der Auffahrt. Laut und herrlich die Stimme des Oekonomierates. Er gab dem Kutscher Anweisungen. Kurz, abgehackt waren die Sätze. Dann schritt er die Stufen der Freitreppe herauf, öffnete das Portal mit festem Griff. Betrat die Halle, nahm den Hut ab, wuschte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, der große, breitschulterige Hausherr mit dem weit auf die Brust herabwallenden grauen Vollbart.

„Wie schön kühl ist es hier,“ sagte er. „Liebe Frau.“ Weich war die herrliche Stimme geworden, mit ausgestreckter Hand ging er auf den Sessel zu.

Aus den blauen Augen der gebrechlichen Frau strahlte ihm der Willkommen entgegen. Sie hob die zitternde Hand. Drei Schritte von ihr blieb der Oekonomierat wie angewurzelt einen Augenblick stehen, drehte sich halb um, schlug hin, der massige Körper schnellte noch ein paarmal vom Boden hoch, hart schlug der Hinterkopf auf den Boden, ein leiser Seufzer, ein Strecken.

Am Herzschlag war der Oekonomierat Lensing verschieden.

Der Kreis hatte seinen besten Landwirt verloren. Um die offene Grube scharten sich Hunderte, die dem verdienten Manne die letzte Ehre erweisen wollten. Zwischen ihren Kindern, auf den Arm ihres ältesten Sohnes gestützt, stand die kleine gebrechliche Frau. Würdig und gefaßt. Kaum, daß einmal die zitternde

Hand das Taschentuch an den zuckenden Mund, an die Augen führte.

Und dann ein Lärmen in dem großen Hause. Die Gäste wurden bewirtet. Kamen ja zum größten Teile von weit her.

Wie immer saß die Frau, die so jäh Witwe geworden war, in ihrem Sessel am Kamin in der Halle. Man trat an sie heran, drückte ihr die Hand, mancher beugte sich herab und küßte diese Hand, die Segen in Fülle gespendet. Eine Heldin im Leid, die würdige Gefährtin dieses hervorragenden Mannes, über den man jetzt den Grabhügel wölbte.

Am Abend saß sie zusammen mit ihren Kindern um den runden Familientisch. Ihr Kopf war klar, ruhig blickten die blauen Augen vor sich hin. Lese, aber bestimmt kamen die Worte über ihre Lippen. Man kannte keinen Widerspruch gegen der Mutter Willen. Hatte ihn nie gekannt. Da hätte der Vater losge-
donnert.

„Else, du bist abgefunden! Du wirst, bis ich gestorben, noch einiges aus dem Hausrat erhalten. Deine Brüder werden deinen und meines Mannes Wünschen Rechnung tragen. Ich habe eurem Vater auch gegeben, was ich hatte, er war ein guter Sachwalter, dein Mann ist es auch! Das dank ich dir in dieser ersten Stunde.“ Dabei blickten ihre Augen den Schwiegerjohn an. Dann wandte sie sich an ihren ältesten Sohn:

„Wilhelm, du bist Haupterbe! Familienoberhaupt, nun, wir fügen uns dir! Unbedingt! . . . Wir haben mit dem Vater an diesem Tische oft über die Zukunft von Ernst und Kurt gesprochen. . . Es ist eine traurige Zeit jetzt! Das Geld wird weniger wert von Tag zu Tag. Aus Hunderten sind Tausender, Millionen geworden. Die Landwirtschaft hat diese Scheine in Hülle und Fülle, aber eines Tages wird sich das Rad jäh zurückdrehen, und dann mag Gott Deutschland gnädig sein, meinte der Vater. Dann sollen Ernst und Kurt auf eigenem Lande sitzen! Es fällt mir schwer, mich von einem nach dem andern meiner Kinder zu trennen, es ist aber der Lauf der Welt! Also seht euch um! Ihr beide versteht euch! Haltet auch weiter fest zusammen, dann wird Segen auf eurer Arbeit ruhen! . . . Und um mich sorgt euch nicht! Ich wünsche kein Mitleid, das euch Lasten auferlegt. Wir gehören zusammen in guten und bösen Tagen. Geht es meinen Söhnen gut, freut es mich, sind harte Zeiten, so halten wir sie gemeinsam durch! So war es stets in diesem Hause, so wird es bleiben! . . . Nur um eines bitte ich euch! Wenn Ihr glaubt, die Frau gefunden zu haben, die zu euch paßt, sagt es mir! Ich weiß, was mein Fleisch und Blut — und das eures Vaters braucht!“

Es wagte keines der Kinder zu widersprechen. Man dachte auch gar nicht daran. So lange man denken konnte, war die Mutter das Heiligtum des Hauses gewesen.

II

Im Spätherbst hatten die Zwillinge nach langem Suchen ein Gut gefunden, das ihnen zusagte. Fast vierhundert Morgen groß, weit weg von ihrer im Werra-

tale gelegenen Heimat, in der Altmark. Die Gebäude lagen abseits vom Dorfe, das Herrenhaus war ein alter Bau, aber geräumig, der kleine Park mit einem Teich darin, bestanden von alten Linden, Eichen und Kastanien — arg verwildert. Aber das Land hatte ausgezeichneten Boden. Viel Weiden gehörten zu dem Gute. Auf die Viehzucht wollten sich die Zwillinge in erster Linie legen. . . Und wie es immer gewesen, so blieb es. Meinungsverschiedenheiten kamen vor, aber die wurden ohne Erregung ausgeglichen. Die Arbeit teilten sich die beiden ein, Woche um Woche wechselten sie sich ab. Dann beaufsichtigte der eine den Hof und die Viehwirtschaft, und der andere war auf den Feldern. Bett an Bett schliefen sie. Aus der Heimat hatten sie einige Leute mitgebracht. Die Mamsell, den ersten Gespannführer und ein Dienstmädchen. Ihr ältester Bruder hatte ihnen aus dem elterlichen Hausrat die halbe Ausstattung mitgegeben; was noch fehlte, war neu hinzugekauft worden. Die Lensings waren vermögend. Eine große Kassette hatten sie noch voll Scheine. Sie fuhren nach Ostfriesland und kauften dort gutes Milchvieh. Im Laufe der Zeit sollte ihr Eigentum eine Musterwirtschaft werden. . . Ein großes Zimmer, nach dem Park hinaus, hatten sie mit besonderer Liebe eingerichtet. In dem sollte die Mutter wohnen, wenn sie zu Besuch kam. Nachdem die Frühjahrsbestellung im Werratal beendet war, wollte sie der Wilhelm herbringen, einige Wochen sollte sie hierbleiben, dann fuhr einer der Zwillinge wieder mit ihr in die Heimat zurück, so war es verabredet worden. Wie freuten sich die beiden schon heute auf den Besuch der Mutter! In den Gebäuden wurde gebessert in der stillen Winterszeit, der Park in Ordnung gebracht, wenn die Witterung es zuließ. Und wenn größere Einnahmen erzielt worden waren, dann fuhren sie nach Hamburg und vervollständigten ihre Wohnungseinrichtung. Sparen hatte jetzt keinen Sinn. Im Kasten und auf der Kasse verlor das Geld jeden Tag durch den weiteren Sturz der Währung an Wert. Man lebte in dem Winter 1922 zu 1923.

„Augen soll die Mutter machen,“ sagte der eine. Und der andere nickte und beide freuten sich. . . Im Winter kamen die Landwirte oft zusammen im landwirtschaftlichen Kreisverein. Es gab jetzt ja so viel zu besprechen. Die Zwillinge waren Mitglieder geworden. Lernten in diesem Verein die größeren Landwirte kennen. Man kam ihnen freundlich entgegen. Sie waren wohlherzogen, zurückhaltend und — gefielen. Sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Man bekam auch bald Achtung vor ihren Leistungen. Die jungen Leute wußten, was sie wollten. Manchen, die heiratsfähige Töchter im Hause hatten, wären die Zwillinge als Schwiegerjöhne willkommen gewesen.

Ein Ball sollte im Februar stattfinden. Der Vereinsvorsitzende fragte die beiden:

„Sie werden doch kommen?“

Dieses Jahr nicht, erwiderten sie, man trauere noch um den Vater.

Die Antwort gefiel. Es waren ganze Kerle, die Lensings, die Krieg und Umsturz nicht verrückt gemacht hatten. Die es rasch vorwärts bringen würden. . . Und mit ein paar Rappen fuhren sie, das war ein Staat! . . . Na, ja. Der Name ihres Vaters als Saatzgutzüchter war bekannt in deutschen Landen. Sie hatten eine gute Lehre durchgemacht. Waren bei Lochow in Pommern gewesen und in einer großen Viehwirtschaft in den Marken. Und wenn einer von ihnen einmal auf einer Tagung des landwirtschaftlichen Kreisvereins das Wort ergriff, so brachte er das, was er zu sagen hatte, kurz und bescheiden heraus. Was aber gesagt wurde, hatte Hand und Fuß. . .

In diesem Winter saßen die Zwillinge fast Abend für Abend, die Zigarre im Munde, bis nach Mitternacht zusammen, lasen die landwirtschaftlichen Zeitschriften, sprachen sich aus, waren durchaus nicht immer einer Meinung, erhitzen sich aber nie. Probieren ging über Studieren, und was für den Boden im Werratal gut war, brauchte es hier nicht zu sein. Auch das Land hatte seine Mucken! Und in der Viehwirtschaft war es nicht anders.

(Fortf. folgt.)

Am Wattenmeer.

Der Abend tastet mählich auf die Seite,
In Schilf und Prieden sinkt das Wattenmeer.
Der Himmel ist wie dunkelblaue Seide,
Über den Deich geh'n stille Nebel her.

Die Binsengräser zittern leise, leise,
Das tut der wunderweiche Westerwind.
Heimlich von drüben eine Lieberweide, —
Auf grauer Hallig singt ein Friesenkind.

Ich greife mit verhülltem Blick hinaus, —
Wo liegt das Land der sehnsuchtsstillen Ruh?
Die Möwe breitet ihre Flügel aus
Und lenkt den Inseln zu. . .

Hans Bethge

Schnudide.

Eine Vagabunden-Skizze von Rene Voigt.

An einem nahlakten Novembervormittag war's, als Schnudide, der fahrende Sänger, im Dose seinen ergreifendsten Schlager tremolierte:

Eine Heimat möcht ich haben,
Dort sollt ihr mich einst begraben.

Die Witwe Platsch, die gerade Kartoffelflöße rollte, riß das Küchenfenster auf und lauschte gerührt. Große Tränen, die bei ihr stets in Alarmbereitschaft saßen, purzelten dabei über das gute, mütterliche Gesicht, in dem die ersten Fältchen die Fünfszigerin kennzeichneten.

Schnudide hob nach Beendigung seiner Arie den Blick zu den Fenstern empor — und da war's um die Seelenruhe der Platschen geschehen. Sie hatte ihr Lebtage eine Schwäche für dunkelbraune Männeraugen gehabt; aber aus was für Sternen der da in die Welt schaute, das ließ ihr Herz noch einmal klopfen wie in Mädchentagen. Sie winkte den Sänger zu sich herauf und sagte dazu laut, der Nachbarn wegen: „Ich hab für Sie was Warmes, junger Mann.“

Schnudide, der zunächst bei allen anderen Parteien des Hauses seinen Winter oder Groschen kassierte, klopfte zuletzt auch bei der Witwe Platsch. Die hatte rasch ihre Blaudruckschürze mit einer blendendweißen vertauscht und öffnete sacht die Tür.

Der Sänger trat mit tröthlicher Selbstverständlichkeit ein, als handele es sich um sein vorausbestelltes Hotelzimmer. Seine dunkelstrahlenden Augen musterten die Umgebung und fahnten den Gesamteindruck in die Kritik: „Fanz nett einrichtet.“ Lina Platsch nahm das Urteil mit glücklichem Lächeln entgegen und bewirtete Schnudide aufs Beste. Ob er in Not geraten sei, daß er auf den Höfen singen müsse, erkundigte sie sich nach einer Weile. O nein, das war Schnudide nicht. Fahrender Sänger war sein eigentlicher Beruf schon seit über zehn Jahren. Nun sei er bald dreißig, und da lohne es sich wohl nicht, noch umzusatteln. Außerdem gäbe es nichts Gefünderes. Ja aber, wo er denn zu Hause sei? Schnudide verschlang erst den nächsten Bissen, bevor er treuherzig versicherte: „Mal hier, mal da, wie's trifft. Vom Frühjahr bis in den Herbst schlaf id im Freien, wenn's regnet und im Winter aufm Bahnhof oder im Asyl.“

Der guten Platschen fliegen schon wieder die Tränen hoch. Was gab es doch für Elend auf der Welt! So ein hübscher, junger Mann, mit solch feinen Händen und — ach ja — wundervollen Augen, und hat nicht mal ein eigenes Bett für die Nacht. Wenn sie nun einen Sohn hätte, dem es ebenso erging. . . Und kurzerhand machte Lina Platsch dem jungen Mann den Vorschlag, bei ihr Quartier zu nehmen. Ein kleines Stübchen, das bis vor Monatsfrist von einer nach auswärts verzogenen Nichte bewohnt gewesen war, stellte sie dem Sänger zur Verfügung. Na und was er zum Essen und Trinken brauchte, das fiele schon mit ab. Ganz mittellos stand sie ja Gottseidank nicht da, die Platschen.

Schnudide war nicht schlecht erstaunt über das unerwartete Angebot. So etwas war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet. hm, es würde sich bestimmt netter in dem gemüthlichen Stübchen der Witwe hausen lassen als in der Obdachlosenbleibe. Und der Winter stand vor der Tür. . . „Is iemacht“, sagte Gustav Schnudide gönnerhaft, als hätte er eine Gnade vergeben. (Es soll der Sänger mit dem König geh'n.)

Was die Beiden anbelangte, klappte die Sache sehr gut. Der junge Mann mit den herrlichen Augen machte sich im Haushalt nützlich, spaltete Holz, schleifte Kohlen, reparierte und bastelte dies und jenes, und erzählte dazwischen viel Schnurriateiten aus allen Gauen Deutschlands, die er durchwandert. Doch die lieben Nachbarn tuschelten und wisperten über den Fall. Da kam Lina Platsch der schlaue Gedanke, allen Neugierigen zu erklären, sie habe in Schnudide

einen verschollenen gewissen Verwandten wiedergefunden, der elternlos sei und einst als junger Kerl nach Amerika ausgewandert war. Das beruhigte die Gemüter, und der Sänger wurde als Pflegetohn der Platschen abgestempelt.

Aber ach, der braven Witwe nahten böse Verzenstonsflitte. Schnudides Augen waren zu schön. Schwindlig konnte es ihr zuweilen werden, wenn der einen seiner Vollerfreubilde aufblitzen ließ. Freilich, sie hatte schon die ersten Runzeln zu verzeichnen, aber sonst war sie doch eigentlich noch ein ganz knuspriges Frauenzimmer. Mit schämigem Erröten hatte sie sich unlängst von dem „Pflegetohn“ lassen lassen, an ihr sei wenigstens noch was dran. Denn Gustav Schnudide schwärmte absolut nicht für die knabenhaften Formen der Frau von heute. Mein Gott, es war doch schon öfter vorgekommen, daß eine reife Frau mit einem bedeutend jüngeren Mann in recht glücklicher Ehe lebte. Mit inniger Freude beobachtete sie, daß ihr Pflegling nach Verlauf von zwei Monaten dank ihrer nahrhaften Kost ein kleines Wänschen bekommen hatte. Die Liebe des Mannes geht bekanntlich durch den Magen. Warum sollte Schnudide diesem Naturgesetz nicht gleichfalls unterworfen sein?

Eines Märzabends, als sie nebeneinander im Kino saßen, drückte der Sänger in einer plötzlichen Zärtlichkeitsaufwallung einen Kuß auf die runderliche Wange der Witwe. Da wurde der guten Platschen so warm ums Herz, wie seit langer, langer Zeit nicht mehr. Und auf dem Heimweg, als sie Arm in Arm durch die Straßen schritten, während in den Lüften der Föhn brauste, fand Frau Lina den Mut, Gustav Schnudide ein engeres Miteinanderleben vorzuschlagen. Ob es ihn sehr geniere, daß er um zwanzig Jahre jünger sei als seine künftige Frau?

„Seiratene wolnse mir?“, reflektierte der Sänger, „det is jar fein so übler Jeddante.“ Drauf folgte eine schicksalsschwere Pause, und dann sagte Schnudide wieder gönnerhaft: „Is jemacht.“

Am anderen Morgen wurden die Formalitäten besprochen. Man wollte sich nicht erst offiziell verloben, sondern Gustav sollte gleich das Aufgebot besorgen.

Lina Platsch war durch die freudige Erregung derart verjüngt, daß ihr Äußeres gleichsam die Altersdifferenz zwischen beiden wettmachen wollte. In bräutlicher Seligkeit schüßelte sie von Spind zu Spind, um die Vorbereitungen zur Hochzeit, die auf Ostern anberaumt war, zu treffen. So verging ihr der Tag wie im Fluge, und mit Erschrecken bemerkte sie, daß es bereits sieben Uhr war, ohne daß sie den Abendbrotstisch gerichtet hatte. Ihr Herzallerliebster mußte jeden Augenblick zurückkommen.

Als er aber nach einer halben Stunde noch nicht erschien, wurde sie ängstlich, eingedenk der in letzter Zeit rapid zunehmenden Verkehrsunfälle.

Da endlich ein Klopfen an der Tür. Aber es stand nur ein kleines Mädchen draußen und überreichte einen Brief, den ihr heute nachmittag ein Mann mit der Weisung gegeben hatte, ihn nicht vor Abend der Witwe Platsch auszuhändigen. Drei Malzbonbons habe sie dafür erhalten.

Der „Braut“ schlug das Herz, als drängte es nach außen, setzte dann auf Sekunden aus, hämmerte erneut. Sie kühlte alles, was im Briefe stehen konnte, voraus, und es war nur noch eine Bestätigung ihres Schicksals, als sie, auf den Küchenstuhl gesunken, las:

„Gutes Mutterchen!

Ich habe mit mich gerungen, aber es geht nich. Im Winter schon, aber wenn der Frühling kommt, ergreift mir der Drieb un ich muß wandern. Dazu kann ich mir nich verheiraten. Es zieht mir wieder hinaus in die Welt. Seißen Dank für alle Liebe un Klöße.

Gustav Schnudide, Sänger“

Der alte Kastellan.

Von L. v. Kehren.

Er war ein Original, der alte Kastellan, der die drei Dornburger Schlösser den Besuchern zeigte.

Einen ganzen, wunderschönen Sommer lang wohnte sie einmal in Dornburg bei einer Witwe, die ihr alle Tage erzählte, daß sie sich auf das Sterben freue. „Dann braucht man nicht mehr zu schaffen und kann ausruhen. Ach, ausruhen...“

Sie hatte auch sehr viel zu schaffen, vom frühen Morgen an, bis spät in die Nacht hinein. Dabei war sie aber immer lebensfroh, trotz der Sterbenssehnsucht. Sie schämte sich wirklich einmal, daß sie weiter nichts tat, als sich erholen, mal ein bißchen schreiben, und im übrigen im Park spazieren gehen.

Wundervoll war der Park, mit seinen Laubengängen, die von Rosen überschüttet waren, seinen Terrassen, vor denen die schlanken Malven, die Goethe so liebte, anmutig hin und her schwankten. Ernst und steil ragten die drei

Schlösser nebeneinander empor, jedes aus einer anderen Zeit, jedes vom anderen grundverschieden. Tief unten schläng die Saale ihren lieblichen Bogen, durch das Grün der Wiesen, das Wehr rauschte, und manchmal rollte ein Eisenbahnzug vorüber, der, von oben gesehen, klein wie ein Kinderspielzeug wirkte. Auf der anderen Seite kletterten Fels der auf steilem Berggelände empor, dazwischen wehte grünes Gras, und hier und da stand ein Gehölz.

Der alte Kastellan führte in den Schlössern umher. Weißhaarig, würdevoll, ernsthaft, sich seines Wertes als Hüter einer großen Vergangenheit bewußt. Er war Selbstherrscher hier in seinem Reich, und man nimmt an, ihm war dabei zu Mute, als wäre er der Fürst selber.

Aus dem kühlen Flur des Schlosses führte eine breite Treppe hinauf, irgendwo stand ein Spinett — schlug man eine Taste an, so erklang ein zerbrochener Ton, und Spinett schwirrte es auf von zerbrochenen Saiten. Erschrocken zog man die Hand zurück. Dann die Goethe-Zimmer. Der alte Kastellan stellte sich in Positur. „An diesem Tisch hat Goethe gesessen und den Faust, die Iphigenie und den Hamlet gedichtet.“ Wie er auf diesen Irrtum gekommen war, weiß man nicht, auch nicht, warum ihn niemand darauf aufmerksam machte. Die Wissenden fanden den Wit wohl zu gut, um ihn der Nachwelt vorzuenthalten, und hörten mit andächtigem Ernst zu. Vielleicht hätte der alte Kastellan auch eine Korrektur sehr übel genommen. Er wußte alles, er war unfehlbar, Selbstherrscher.

Dann das reizende Koloßschloßchen. „Wenn die hohen Herrschaften Dornburg besuchen, führe ich sie zuerst hierher, in den Marmorsaal. Aber es ist lange niemand hiergewesen...“ Ein Seufzer.

Er war zugleich auch Gärtner, der alte Kastellan, und sorgte dafür, daß die schimmernden Rosenuracht Dornburgs bis tief in den Herbst hinein immer neu aufleuchtete. Rote, weiße, gelbe, rosa Rosen, Rosen von jeder Farbe, jedem Dufte, jeder Art. Von der stolzragenden Gloire de Dijon an, bis zum bescheidenen Sedenröschen. Wir waren in „Dornburg“, aber zum Glück haben nicht nur die Rosen Dornen, sondern die Dornen auch Rosen.

O, du wundervoller, von Rosenduft erfüllter Park! Im Laubengang steht eine Bank. Man sitzt und träumt. Nicht weit steht die Bachant, die Goethe einst hierherbrachte. Ihr lieblicher Kopf ist auf die Brust hinabgeneigt, sie lächelt, selig berauscht... Tiefe Stille, Mittagsstille...

Dies ist die Zeit, wo aus dem Fels ein Wimmern Den Jäger schreit, der Fische hört ein Lachen, Und golden sieht der Sirt die Felsen schimmern...

Und gegen Abend. Eine blasse Mondsilber zwischen ziehenden Wolken. Abendstatten füllen das Tal unten, in Kaskaden leuchten einzelne Lichter auf. Ein feiner Nebel steigt von der Saale empor.

„Füllest wieder Busch und Tal, Still mit Nebelglanz...“

Es geistert. Durch die Laubengänge wandelt jemand: Das schwarze Köppchen auf dem weißen Haar, im langen geschlossenen Gehrod, die linke Hand im Ausschnitt des Rodes.

Sie lachten manchmal über ihn, die Dornburger, namentlich die Jugend, die sich so gern und so oft im Schiebs- haufe im Tanze drehte. Er liebte die Preußen nicht, das wußten sie. Deshalb brachten sie ihm einmal zu seinem Geburtstage ein Ständchen, das mit dem schönen Lied begann: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben...“ Und er mußte sich noch bedanken und Wein spendieren.

Jetzt ist er tot, der alte Kastellan, aber mancher, der den hohen Schnedenberg, auf dem Dornburg wie auf einer Insel im Luftmeer liegt, zu den drei Schlössern hinaufklettert, um auf den „Spuren Goethes zu wandeln“, wird sich mit einem Lächeln noch seiner erinnern.

An diesem Tische, meine Herrschaften, hat Goethe gesessen und den Faust, die Iphigenie und den „Hamlet“ gedichtet...

Gesellschaft und Mode

Wie wird der Kurzhaarschnitt der Dame in Zukunft aussehen?

Am Kongreß der Internationalen Gesellschaft der Damenfriseur, welcher unter dem Vorsitz des Präsidenten Leon Seilaz aus Zürich in den Tagen vom 29. Mai bis 2. Juni in Kopenhagen abgehalten wurde, fand im Anschluß an eine reichhaltige und stark besuchte Frisuren-Konferenz die obligatorische Debatte über die gegenwärtige und die kommende Mode statt. Es herrschte Übereinstimmung, daß die weibliche Linie durch längeres und weich lodig fallendes Haar gewahrt bleiben muß. Für Abendgesellschaften wird die Frisur durch Ornamente, die zur Mode passen, belebt, und mit Rücksicht auf die moderne intensive Beleuchtung wird die Haarfarbe allgemein lebhafter getönt.

Neue Bücher

* „Das Ufer“. Ein Buch rheinischer Dichtung, herausgegeben von Otto Doderer. (Walthers Verlags, Siegburg i. Rhld.) Dieses Buch ist das erste Sammelwerk, in dem sich die Dichtung der Länder am Rhein von der Schweiz bis Holland in einem Rahmen unmittelbar abspiegelt, obwohl der Rhein selber nur selten genannt wird. Wie die Landschaften am Ufer, gehen die verschieden gearteten und verschieden geformten Dichtungen an uns vorüber, und doch ist in allen die alte geschichtlich verbundene Lebenseinheit von Basel bis Rotterdam spürbar. Mehr als 40 Dichter sind in dem Buch versammelt, darunter Herbert Eulenberg, L. Finkh, S. Fersch, W. Michel, Alfons Paquet, Josef Ponten, Eduard Rehnacher, Otto Klatte, Adolf von Saksfeld, Hermann Kesser, Jakob Kneip, Karl Röttger, Wilhelm Schäfer, Wilhelm Schmidhonn, Nikolaus Schwarzkopf, Leo Sternberg, Wilhelm Vershofen, Josef Windler, Paul Zech und Carl Zudmayer; außerdem enthält es Abhandlungen über schweizerische, flämische und holländische Dichtung und über zeitgemäße rheinische Literaturfragen.

* Ernst Lange: „Sommertage“. (Arel Junfer, Verlag, Berlin.) Der zuerst mit einem Versbuch „Sehnsuchtslieder“ an die Öffentlichkeit getretene Voriker bringt einen schmalen Band von Gedichten in Prosa, denen eine bemerkenswerte Eigenart der Empfindung und Gestaltung nicht abgesprochen werden kann. Flucht aus Stadt und Kultur in das Traumreich des Waldes, des Märchens ist der Sinn des Buches, es spielt in ihm ein phantastischer Naturmythos. Einige der kurzen Stimmungsbilder sind mit spürbarem Gefühl für das Wunderbare der Schöpfung sehr fein gelungen, andere verlieren ein wenig durch gewisse allzu absichtsvolle Stilmanier.

* Axel Lübbe: „Der Verwandlungskünstler“. Stuttgart 1928, J. Engelhorn's Nachf. (In der Sammlung „Lebendige Welt“, herausgegeben von Frank Thiel.) Die Hauptnummer einer italienischen Wanderruppe ist der junge Giovanni Schicchi. Vermöge besonderer schauspielerischer Geschicklichkeit und seltsamer seelischer Einfühlungsgabe kann er sich in beliebige menschliche Gestalten verwandeln. Der Zuschauer Simone Donati kommt beim Anblick Giovannis auf eine unheimliche Idee. Simones todkranker Bruder hat sein ganzes Vermögen der Kirche vermachte. Wie, wenn der Verwandlungskünstler sich nach dem vorerst geheim zu haltenden Tod des Bruders in dessen Sterbebett legte und den Tod noch einmal vor Zeugen spielte? Dann könnte er das Testament zugunsten Simones ändern! Es gelingt Simone, den harmlosen und verliebten Giovanni für seinen teuflischen Plan zu gewinnen. Unaufrichtig, Schritt für Schritt, immer unheimlicher und atembeklemmender entwickelt sich nun die Handlung, deren großartiger dramatischer Aufbau dies Buch als das geschlossenste Kunstwerk erscheinen läßt, das dem Dichter des „Rainsgrund“ bisher gelang.

* Eine neue Bücherreihe bringt der Verlag Scherl-Berlin, geschmackvoll gebunden, zu einem erschwinglichen Preise heraus. Die vorliegenden sechs Bücher berühren sechs untereinander völlig verschiedene Kreise. Das eine Buch von Rudolph Strak: „Paradies im Schnee“ führt in die klare Hochgebirgsluft von St. Moritz. Das zweite: „Strandbistel“ von Sophie Kloor handelt von den Schiffen an den mecklenburgischen Küsten und ihren Schicksalen. Das dritte Buch, von Gertrud Lent, „Benuspfade“, gibt die Geschichte eines 50jährigen Don Juans mit erquickender Heiterkeit. Das vierte Buch ist von Felix Philipp, der das Berlin der sechziger Jahre wie kein anderer zu schildern versteht, und heißt „Liebesfrühling“. Der fünfte Band, ein Kampf zwischen Verbrecher und Richter, gehalten mit psychologischer Elektrizität: „Kämpfer“ von Minna Falk. Das sechste Buch endlich, von Franz Genthe: „Der Husar des großen Königs“, erzählt von friderizianischen Offizieren.

* Marthe Bibesco: „Catherine-Paris“. Roman. (F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Die Verfasserin trägt den vielbekannten Namen der rumänischen Familie Bibesco. Sie schreibt französisch und erzählt leidenschaftlichen Herzens, beweglichen Geistes, mit sprühender Intelligenz, mit Humor und neben der Frische und Deutlichkeit mit einer kosmopolitischen Tradition, die ihr im Blut liegt. Eine rumänische Prinzessin, wächst die kindliche Catherine in Paris bei der Großmutter heran, wird als Achtzehnjährige Gattin des ehefeindlichen und frauenfreund-

lichen polnischen Magnaten Lecpolski, besucht den ehrgeizigen Plänen der Schwiegermutter gemäß die mit köstlicher Überlegenheit geschilderten Höfe von Berlin, Wien und Petersburg und reist inmitten der „großen“ Welt, in der sie mit vielbekannten Persönlichkeiten zusammentrifft und wo allerhand Politisches, Amouroses und Eigensüchtiges gesponnen wird, zur Grand-Dame. Umschwärmt und oft in Versuchung geführt, trägt Catherine die Enttäuschung ihres Eheerlebnisses, bis im Augenblick des Kriegsbeginnes die Liebe zu einem anderen Manne aufflammt und ihr Gnade und Leid des großen Gefühls schenkt.

* S. R. Lenormand: „Dissonanz“, Novellen. (Paul Jsolnag, Verlag, Wien IV.) Der bekannte Dramatiker und Epiker Lenormand erzählt das erregende Schicksal eines Musikers in seinem Widerstreit von höllischem Leben und himmlischer Kunst, eines Missionars, der um einer Dirne willen seinen Gott verrät, und eines naiv-verrückten Weibes, eines hemmungslosen Halbbluts. Ohne Glauben an das Glück der „schönen Seelen“, voller Hohn gegen die Liebe, die ihm seine Freiheit und Einsamkeit raubt, lebt der Musiker sein elendes, ruhelos lasterhaftes Leben — aber aus seinen Lastern, seinen Qualen erwächst ihm seine Kunst, eine unirdisch reine, wunderbar unbeschwerter Musik, die nichts von dem schmerzhaften menschlichen Leid weiß. Diese Novellen vom Rande der Wüste Afrikas und dem Südpazifik sind von leidenschaftlicher Diktion und fieberndem Rhythmus. Sie spiegeln den Zauber und Farbenspektakel erotischen Wesens wider.

* E. Temple-Thurston: „Charmeuse“, Roman. Aus dem Englischen übertragen von Karl Federn. Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Dieser Roman des irischen Autors E. Temple-Thurston ist fesselnd und rührend zugleich. Die Hauptfigur ähnelt in ihrer schönen Mütterlichkeit Shaws „Candida“. Die Fabel des Buches — ein Kleid gibt einer reifen Frau jugendliches Aussehen und damit das Herz und die heitere Sicherheit der Jugend — ist lebenswahr und humorvoll. Alle anderen Charaktere sind frisch und lebendig geschildert, sodaß man das Buch mit größter Anteilnahme liest.

* Horst Schöttler: „Bescheidene Weltgeschichte“. Ein Ueberblick über die Weltgeschichte von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Mit 16 Bildern. (Verlag Dürr & Weber, Leipzig.) In Horst Schöttlers „Bescheidener Weltgeschichte“ ist all das enthalten, was man wissen muß, wenn man nicht gerade als Gelehrter Spezialstudien betreiben will. Schöttler verweilt nicht lange bei allen Einzelheiten der Griechentkämpfe oder der Kaiserzüge nach Rom, er deckt die großen Zusammenhänge auf und gibt Ueberblicke über ganze Kulturperioden. Bei der „Entdeckung Amerikas“ nennt er nicht jedes einzelne Inselchen, wohl aber zeigt er, wie weit man damals in der Kenntnis der anderen Erdteile gekommen war, und reißt deren weltgeschichtliche Entwicklung zu diesem Zeitpunkt ein. So ist ein Werk entstanden, das durch seine Eigenart auch den Fachmann lebhaft interessieren wird, das aber durch seine Lebendigkeit der Darstellung alle Männer und Frauen, gleichviel welchen Wissenssumfanges, von der ersten bis zur letzten Seite fesselt. Wertvolle Bilder aus der Kulturgeschichte — keine Helmschilder — ergänzen den Text.

= „Begleiter zum Kunstgesang“, und als Anhang: „Die schöne Stimme“. Von Müller-Söllner, Lehrer des Kunstgesangs zu Darmstadt. (Verlag: Müller-Söllner, Darmstadt.) Der Verfasser ist auch in Wiesbadener Sangeskreisen schon wohlbekannt, und wer seinen Unterricht genießt, wird diesen „Begleiter“ freudig begrüßen und Rat und Hilfe in allen Fragen der Art, des Tonansatzes, der Aussprache usw. daraus schöpfen können. Die Methode folgt etwa den Prinzipien der einst hochangesehenen Gesangsmeisterin Luise Reß († 1907), die viele der bedeutendsten Opernsänger und -sängerinnen ausgebildet hat. Selbstredend geht Müller-Söllner, der alles bis auf i-Tippeln durchdacht hat, in Vielem auch eigene und neue Wege; aber auch bei ihm beruht alles auf natürlicher Grundlage ohne „halsbrecherische“ Kunstgelehrten. Der Verfasser kann sich nicht genug darin tun, den Studierenden alles so dringend und deutlich als möglich darzulegen: er läßt sich dabei zu manchen vielleicht überflüssigen Wiederholungen verleiten; doch sein pädagogischer Idealismus hat etwas Herzbezwingendes! Die Lehrbücher bieten auch ohne Müller-Söllners persönlichen Einfluß für bereits stimmfähige Gesangsbesessene, für Lehrende und Lernende viel Anregendes; und wenn ein Zweifelsinnder angesichts dieses neuen „Begleiters“ fragt: „Ist das denn meine Straße?“ — so kann die Antwort nur lauten: Viele Wege führen nach Rom und dies ist auch einer, und ein ganz sicherer. O. D.